

(Nachdruck verboten.)

17]

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Als die Wagen hielten, sprang Zeller als Erster herab und ließ die Leute auf der Straße antreten. Der Unterinspektor, ein großer dreißigjähriger Mann mit schwarzem Vollbart und einem gutmüthigen Gesichte, den Zeller im übrigen nicht besser wie einen Arbeiter behandelte, und die beiden Verwalter, junge Burschen, die in seinen Augen bloße Tagediebe waren, erhielten von ihm den Auftrag, den Arbeitern die Anweisungen auf je vier Glas Bier, drei Zigarren und zwanzig Pfennige für Schnaps zu übergeben. Ihm wurde vor Wuth schwarz vor den Augen, als er die vergnügten Gesichter sah, mit denen die Leute die Anweisungen auf die in Aussicht gestellten Genüsse in Empfang nahmen.

„Daß Ihr Euch ruhig verhaltet, bis ich Euch das Zeichen gebe! Und keine Handgreiflichkeiten, denn Ihr seid konservative Männer, die mit ihren Segnern schon in Ruhe fertig werden! Und nun faßt Euch den Leib voll!“

Auf dem Hofe hielten jetzt alle Augenblicke kleine Kutsch- oder Jagdwagen, oft in den alterthümlichsten Formen, denen die Gutsbesitzer der Umgebung entstiegen. Sie begaben sich direkt durch den mit Menschen vollgepfropften Hausflur nach der anderen Seite des Gasthauses, wo ein schmaler, mit schattigen Bäumen bepflanzter Garten längs der Bahnlinie sich hinzog.

Auch hier waren alle Fische dicht besetzt, und einige Duzend Männer füllten den engen Weg, der an einem Holzganzu entlang direkt vom Garten nach dem Bahnhofsperron führte. Auf dieser Seite des Hauses bestand die Mehrzahl der Anwesenden aus Groß- und Kleinbauern, Handwerkern und Beamten. Es ging ebenfalls sehr laut zu, und eine Staub- und Rauchwolke lagerte über den Tischen, unter dem dichten Geäst der alten Bäume.

Jenseits der Bahngleise war nichts zu sehen als eine lange, rothe Mauer, ein Güterschuppen und die beiden Spitzen der großen Fabrikrohrsteine, über denen sich ein wolkenloser, mattblauer Maishimmel dehnte. Die Luft war lau, fast drückend.

Zwei Glockensignale vom Bahnhofgebäude her schienen den allgemeinen Lärm auf seinen Höhepunkt gebracht zu haben. Es war fünf Minuten vor 1/28 Uhr; in zehn Minuten mußte der Zug mit Dr. Süßmilch und seinem liberalen Stabe eintreffen. Dieser Gedanke versetzte die konservativen Gutsbesitzer-Heerden in eine wachsende Erregung.

Aber auch das Häuslein der Liberalen, das bisher in ziemlich gedrückter Stimmung im Herrenstübchen des Gasthauses sich versammelt hatte, schien beim Ertönen des Bahnsignals lebendiger geworden zu sein. Meister Stopp, der wohlhabende Zimmermeister, stellte sich muthig an die Spitze des kleinen Zuges, der im Gänsemarsch zwischen den Gartentischen nach dem Bahnhofe sich bewegte, um Dr. Süßmilch feierlich zu empfangen. Eine Fluth von Spottreden und lautes höhnisches Gelächter begleiteten die Dahinziehenden. Da es an bissigen Gegenreden nicht fehlte, wäre es beinahe zu einigen Handgreiflichkeiten gekommen. Allein die konservative Majorität fühlte eine Art Mitleid mit diesem winzigen Häuslein und ließ es bei dem moralischen Spießruthenlaufen.

„Nun, Doktor, was habe ich gesagt?“ wandte sich Tesmer an Kessel. „Das ist also die gefürchtete liberale Masse, die Ihnen soviel Kopfschmerzen machte. Haha, auf meinem Jagdwagen haben die Kerle Platz!“

„Ich will Ihnen wünschen, daß Sie recht behalten, Herr Tesmer. Vorläufig heißt es, das Resultat der heutigen Versammlung abwarten. Ich bleibe dabei, es giebt genug räumige Schafe, die heute unsere Zigarren rauchen und unser Bier trinken und dann womöglich dem Süßmilch ihre Stimme geben.“

„Ja, ja! Der Herr Doktor kann recht behalten“; fiel der Bauer Schneider, der Ortschulze von Wiesenau, dem Kessel in die Rede, „man hätte die Versammlung gar nicht dulden sollen, oder aber, man müßte die ganze liberale Bande mit dem Knüttel zum Dorfe hinaushau’n.“

Das rothe Gesicht des Sprechers färbte sich noch dunkler,

und seine Rechte schlug auf den weißgedeckten Tisch, daß die Weingläser klirrten.

Einige der Bauern, die an demselben Tische saßen, nickten beifällig. Der reichliche Weingenuß und die politische Aufregung hatten diese zum theil recht harmlose und gemüthliche Gesellschaft in Fieberhitze versetzt.

Nur einer saß ruhig, man könnte sagen gelangweilt an Tesmer's Seite: Dr. Jonathan Weichlich. Sein dickes, rothes Gesicht mit der noch rötheren Nase und dem dünnen Vollbart spiegelte seine unerschütterliche Seelenruhe wieder. Der Wein war vorzüglich; mit Kennermiene zog Weichlich den Duft der Tesmer'schen Habanna ein. Mit halbgeschlossenen Augen schaute er dabei gleichgültig auf den lärmenden Menschenhaufen, der ihn in diesem Augenblicke gerade so interessirte, wie die Bewohner anderer Planeten im Weltraume.

Seit fünfzehn Jahren betrieb er sein politisches Geschäft mit handwerksmäßiger Eintönigkeit. Hunderte von Versammlungen hatte er geleitet und angesprochen. Alle konservativen Wahlkreise des Reiches hatte er bereist und bearbeitet. Immer dasselbe Bild, dasselbe Stimmvieh, dieselben Tröpfe von Wahlkreis-Führern, Parteigrößen und Wichtigthuern. Bis zum Ueberdruß hatte er die Triumphzüge, die Hurrah aus heiseren Kehlen durchkostet, hatte er das Geschwätz schnarrender Landjunker, salbungsvoller Pastoren über sich ergehen lassen. Allmählig war ihm der ganze Kummel so gleichgültig geworden, wie dem Bäcker das Brotbacken. Jener knetete Teig und er die lebendige Wahlmaterie; das Geschäft war das gleiche, nur die Artikel waren verschiedene. Weichlich's Handwerk war aber äußerlich nicht nur reinlicher, sondern vor allen Dingen einträglich. Dr. Jonathan verdiente besonders zu Wahlzeiten viel, viel Geld. Er ließ sich seine Reden von den dummen Kerls, die zu unfähig waren, eine Schaar Landarbeiter oder Bauern in verständlichem Deutsch anzureden und sich dennoch heraufzählen, einen Platz im Parlamente einzunehmen, anständig bezahlen. Er schröpfte sie wie ein schlauer Bader seine eingebildeten Kranken. Dr. Jonathan Weichlich besaß nicht nur ein schönes Miethshaus in Berlin — auch in dieser Hinsicht war er praktisch, denn er hätte sich ganz gut eine Villa leisten können — sondern auch ein stattliches Vermögen, Erträge seines politischen Handwerks und seiner literarischen Landsknechtdienste.

„Stümpler!“ wandte sich Tesmer an einen sechs Fuß großen, alten Mann, dem ein langer, weißer Bart bis auf den Bauch hing, „Ihr wißt also Bescheid? Gleich nach Eröffnung der Versammlung verlangt Ihr eine Büreauwahl, und wenn Euch der Süßmilch und sein Anhang Schwierigkeiten machen, geht der Lärm los! Ihr habt doch die Burschen gehörig bearbeitet?“

„Na — natürlich, Herr Tesmer! Na — na — türklich!“ Die schwankende Gestalt des Alten flüchte sich mit der Linken auf einen Stuhl, während er mit der Rechten mechanisch seinen langen Bart strich.

„Ihr habt den Leuten klar und deutlich gesagt, daß der Süßmilch der Meinung ist, die Landarbeiter würden so gut bezahlt und müßten zufrieden sein, wenn sie Stroh zu fressen belämen?“ frug Tesmer weiter.

„Alles besorgt, Herr Tesmer! Den Schädel schlagen sie dem Kerl und seinen Mitläufern ein, wenn sie nicht schleunigst wieder den Zug besteigen und nach Hause fahren. Ich bin ein ehrlicher Mann, aber das hat uns noch keiner gesagt; — alt bin ich geworden, aber eine solche Gemeinheit! — Todtschlagen muß man die Bande — tobt — schla — gen!“

„Nur keine Dummheiten!“ beschwichtigte Tesmer den erregten Stümpler, dem der Rausch das breite, knochige Gesicht hochroth gefärbt hatte. „Hier sind noch zwanzig Mark. Trinkt auf mein Wohl und laßt die Leute ebenfalls nach Herzenslust trinken. Aber keine Prügelei, sonst! . . .“

Tesmer wandte dem Alten den Rücken und richtete seine Aufmerksamkeit nach dem Bahnhofe, wo eben der Zug unter dem Hurrah des liberalen Häusleins und der gespanntesten Erwartung der konservativen Zuschauer einlief.

Stümpler verschwand mit wankenden Schritten im Gasthause. Dr. Weichlich schenkte sich gemächlich ein neues Glas voll.

Die Hauptmasse der konservativen Parteigänger drängte sich längs dem niedrigen Holzstaket, das den Garten vom

Bahnhofsperson trennte, und wartete neugierig der Dinge, die da kommen sollten.

Der Zug hielt. Laut zischte der abgelassene Dampf und übertönte das leise Rumoren der erwartungsvoll blickenden Menge. Einem Kupee erster Klasse entstiegen drei Herren, von einem lauten Hoch und tiefen Verbeugungen der liberalen Truppe begrüßt.

Dr. Süßmilch, ein mittelgroßer, sehr dicker Herr in schwarzem Anzuge und mit einem breitkrämpigen Strohhute auf dem großen Kopfe, reichte dem Meister Stopf die Hand, während ein heiteres Lächeln über sein dickes, blaßes, von einem kurzgeschnittenen, grauen Barte umrahmtes Gesicht glitt. Seine Begleiter, ein Großkonfektionär und ein reicher Zuckeragent aus Magdeburg, beide aufs eleganteste gekleidet, begrüßten inzwischen die anderen Herren. Der Zug setzte sich bereits wieder in Bewegung.

Bei der allgemeinen Neugierde, die sich auf die Person Süßmilch's konzentrierte, hatten die meisten gar nicht bemerkt, daß noch ungefähr hundert Personen den Bahnhof füllten und im Nu die Handvoll Liberalen umringt hatten. Es waren dies zum größten Theil Grubenarbeiter aus dem Dorfe Lassow, das im entferntesten Winkel des Amtsbezirktes lag und in seiner Abgelegenheit wenig Verkehr mit den übrigen Dörfern hatte. Die Liberalen hatten dort von jeher den stärksten Zulauf, und auch heute hatte man erfolgreich an die Unterstützung der Lassower appellirt.

Auf der Dorfstraße und auf dem Hofe des Gasthauses hatte das Bekanntwerden von Süßmilch's Ankunft inzwischen ebenfalls eine gewaltige Aufregung hervorgerufen. Endlich konnte man mit dem Kerl, der gesagt hatte, die Tagelöhner möchten Stroh fressen wie die Ochsen, einmal ein Wörtchen reden!

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagner's Sozialistische Anschauungen.

Von Dr. Alfr. Chr. Kalischer.

Allen denjenigen, welchen der Dichterkomponist Richard Wagner lediglich als vertrauter Freund des bayerischen Königs Ludwig II. vorschwebt, dürfte es wunderbarlich vorkommen, daß man auch von einem Sozialisten Richard Wagner reden mag. Diese wissen es jedenfalls nicht oder wollen es nicht wissen, daß Richard Wagner in der deutschen Revolutionsperiode mit zu den Barricadenkämpfern gehörte und als solcher denn auch nach Niederwerfung des Aufstandes lange Jahre in der Verbannung leben mußte.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die Schriften Wagners aus jenen Revolutionszeiten allerhand sozialistische Spuren aufweisen. Unter den sozialistischen Schriftstellern waren damals Louis Blanc und Pierre Proudhon die einflussreichsten, zumal der letztere. Freilich mußte sich bereits 1847 ein Karl Marx veranlaßt sehen, Proudhon als Verfasser des „Systems der ökonomischen Widersprüche“ oder der „Philosophie des Elends“ schonungslos in seinem Anti-Proudhon „Elend der Philosophie“ niederzutanzeln.

Nichtsdestoweniger zollt ihm Marx noch im Jahre 1865 in seiner Proudhon-Stizze im „Sozialdemokrat“ die Anerkennung, daß Proudhon's erstes Werk „Qu'est ce que la Propriété?“ (Was ist das Eigenthum?) unbedingt sein bestes Werk sei. „Es ist epochemachend, wenn nicht durch neuen Inhalt, so doch durch die neue und feste Art, alles zu sagen.“

Ohne daß nun Richard Wagner in seinen Schriften Proudhon nennt, scheint es doch, daß er in jenen Jahren unter dessen Einfluß stand, als er in manch' einer Schrift von Besitz und Eigenthum schrieb.

Eine der eigenartigsten, geistreichsten Schriften Wagners ist die im Sommer 1848 entstandene Studie: „Die Nibelungen. Weltgeschichte aus der Sage.“ Diese Darlegungen hängen mit Wagner's eigenartiger Auffassung der Nibelungen zusammen. Nibelungen werden hier mit Wibelungen (= Waiblingen), dem Inbegriff der Idee des Arkönigthums, identifizirt. Ein Abschnitt darin handelt vom „historischen Niederschlag des realen Inhaltes des Hortes im thatsächlichen Besitz!“ Wagner macht hier die Ansicht geltend, daß mit der Sucht nach dem persönlichen Besitze, noch mehr nach dem erblichen Besitze der Werth der persönlichen Tugend, Tüchtigkeit dahinschwinden müßte. Wir lesen da die beachtenswerthen Worte: „Von dem Augenblicke an, wo ein Leben erblich wurde, verlor der Mensch seine persönliche Tüchtigkeit, sein Handeln und Thun den Werth, und dieser ging von ihm auf den Besitz über: der erblich gewordene Besitz, nicht die Tugend der Person, gab nun den Erbsfolgern ihre Bedeutung, und die hierauf sich gründende immer tiefere Entwerthung des Menschen, gegen die immer steigende Hochschätzung des Besitzes, verlorperle sich endlich in den widerwärtigsten Einrichtungen, wie denen des Majorates, aus welchen wunderbar verkehrter Weise der spätere Ablige allen Dünkel und Hochmuth sog, ohne zu bedenken,

wie gerade dadurch, daß er seinen Werth von einem starr gewordenen Familienbesitze einzig herleitete, er den wirklichen menschlichen Adel offenbar verleugne und von sich weise.“

Wagner führt dann weiter aus, wie sich aus dem erblich gewordenen Besitze, überhaupt aber aus dem thatsächlichen Besitze, nach dem Untergange der „heldenhaft menschlichen Wibelungen“ erst das Recht auf alles Bestehende und für alles zu Gewinnende erhob. Die nächstern deutschen Herren wahrten sich denn auch nichts anderes als diesen „Bodeniaz des verflüchtigten Nibelungenhortes“. Alles was der Kaiser an Amt und Würden verlieh, „verdichtete sich in den Händen der durchaus unidealisch gesinnten Lehnsträger zum Besitz, zum Eigenthum. Der Besitz ward Recht. Nur wer am Besitz Antheil hatte und wer sich welchen zu erwerben mußte, galt als die natürliche Stütze der öffentlichen Macht.“

Die Kaiser thaten dergleichen, indem sie nach ihrer Erwählung nichts eifriger anstrebten, „als sich einen ansehnlichen Hausbesitz „von Gottes Gnaden“ zu erwerben, wie man von nun an dieses gewaltsame Aneignen oder Abfeilschen der Länder nannte.“

Was thaten die Enterbten, das „arme Volk“? Es sang und druckte später die Nibelungenlieder, „sein einziges ihm verbliebenes Erbtheil vom Horte.“ Der Hort, der Besitz, das schöne Eigenthum war verthan, vergeben, — dem Volke verblieb die Sehnsucht darnach, — die Hoffnung auf endgiltige Vergeltung und Befreiung. —

Aus demselben Jahre stammt die viel bekanntere Schrift Wagners: Die Kunst und die Revolution. Das in dieser Studie sozialistischer Odem weht, hat bereits ein sehr kompetenter Richter erkannt und ausgesprochen. August Bebel in seinem berühmten Buche: Die Frau und der Sozialismus. Ein gewisser Fourieristischer Zug geht gerade durch die Wagner-Schrift. Man kann jedoch jene Schrift Wagners verschiedenartig auffassen. Nach A. Bebel sagt Wagner in dieser Schrift voraus, „was die Zukunft bringen wird; er wendet sich direkt an die Arbeiterklasse, die den Künstlern helfen müsse, die wahre Kunst zu begründen.“

Und dann führt Bebel eine längere Stelle aus Wagner's Kunst und Revolution an, woraus in Wahrheit hervorleuchtet, daß die Kunst allgemeines Erziehungsmittel sein und werden müsse, wenn erst die Despotin Industrie überwunden und unserem zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhaltes nicht mehr der Zweck des Lebens ist u. s. w. Geben wir jedoch hier Fourier die Ehre und das Seine — und erkennen wir an, daß er lange Zeit vor R. Wagner der Kunst, zumal der Oper, eine so allgemeine Erziehungsmacht zuertheilt hat.

Ich gehe nun noch ein wenig auf jene Wagner-Schrift ein. — Angesichts der modernen Kunst beklagt es Richard Wagner, daß sie sich einer gar schlimmen Herrin „mit Haut und Haar“ verkauft habe: der Industrie. Da heißt es dann: „Das ist die Kunst, wie sie jetzt die ganze zivilisirte Welt erfüllt. Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten.“ — Aber Wagner kommt auch hier von seiner vorgefaßten Idee nicht los, daß die Kunst seiner Zeit unfähig wäre, das Gesamtkunstwerk zu erzeugen, „die innige Vereinigung der Kunstzweige zum höchsten, vollendetsten Ausdruck zu bringen“. Das ginge ihm schon daraus hervor, daß es der modernen Kunst gefallen habe, die Theilung des Dramas in Schauspiel und Oper zu bewerkstelligen — in den Augen Wagners die allerhöchste Kunstsinde der Zeit. Das Schauspiel konnte sich — so wird in dieser Schrift des weiteren ausgeführt — „nie zu idealem Schwunge erheben“ — die Oper ward vollends ein „Chaos durcheinander flatternder sinnlicher Elemente ohne Heft und Band“. — Das ist immer der Kern in Wagner's ästhetischen Schriften dieser Jahre, so ganz besonders im „Kunstwerk der Zukunft“. Das Sozialistische ist hierin ein Nebending, manchmal weiß man nicht recht, ob man derartige Ausbrüche für arbeitervreundlich oder arbeitervfeindlich halten soll. Man lese das folgende aus „Kunst und Revolution“:

„Was ist nun Eure Kunst, was Euer Drama? Die Februar-Revolution entzog in Paris den Theatern die öffentliche Theilnahme, viele von ihnen drohten einzugehen. Nach den Sonntagen kam ihnen Cavaignac, mit der Aufrechterhaltung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung beauftragt, zu Hilfe und forderte Unterstützung zu ihrem Weiterbestehen. Warum? Weil die Proletariat durch das Eingehen der Theater vermehrt werden würde. Also bloß dieses Interesse hat der Staat am Theater! Er sieht in ihm die industrielle Anstalt; nebenbei wohl aber auch ein geistlichschwächendes, Bewegung absorbirendes, erfolgreiches Ableitungsmittel für die gefahrdrohende Regsamkeit des erhitzten Menschenverstandes, welcher im tiefsten Mismuth über die Bege brüet, auf denen die entwürdigte menschliche Natur weiter zu sich selbst gelangen soll, sei es auch auf Kosten des Bestehens unserer — sehr zweckmäßigen Theaterinstitute!“

Dann giebt es jedoch hierin Gedanken und Aussprüche, die offenbar sozialistischen Geist bekunden. Folgende Sätze sprechen für sich selbst: „Schönheit und Stärke, als Grundzüge des öffentlichen Lebens, können nur dann beglückende Dauer haben, wenn sie allen Menschen zu eigen sind.“ — „Wie nun das Bestreben nach Befreiung aus der allgemeinen Sklaverei in der römischen und mittelalterlichen Welt sich als Verlangen nach absoluter Herrschaft kundgab, so tritt es heute als Gier nach Geld auf; und wundern wir uns daher nicht, wenn auch die Kunst nach Gelde geht, denn nach seiner Freiheit, nach seinem Gott strebt alles: unser Gott aber ist das Geld, unsere Religion der Selberwerb.“ . . . „Bei uns ist die echte Kunst

revolutionär, weil sie nur im Gegensatz zur gilligen Allgemeinheit existirt."

Nur von der großen Menschheitsrevolution ist das neue allumfassende Kunstwerk zu erwarten. Wir sollen zwar keine griechischen Sklaven werden wollen, um aus neue das hellenische Gesamtkunstwerk zu erzeugen; allein es gilt die Loslösung aus den Fängen des Industrialismus: „Aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört, als ein ewig unversiegbarer Quell höchsten künstlerischen Genusses."

Und zu so hehrem Ziele haben wir die „allgewaltigste Kraft der Revolution" von nöthen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Das Mausoleum von Samarkand. Vor einigen Tagen wurde durch ein Erdbeben, das in ganz Russisch-Turkestan verspürt worden ist, an den alterthümlichen Bauten in Samarkand mancher Schaden verursacht. Das merkwürdigste Denkmal dieser Art in Samarkand ist wohl das Mausoleum Timur's oder Lamerlans. Von diesem Grabdenkmal entwirft Dr. Paul Rohrbach, der im Auftrage der „Preussischen Jahrbücher" eine Reise durch Turan und Armenien gemacht hat, in dem letzten Hefte der genannten Zeitschrift folgende Schilderung: Durch eine niedrige Thür betrat ich das Innere des Mausoleums, das vielleicht den halben Umfang hatte, wie das Innere der Kuppel des Berliner Schlosses. Der Boden war mit kleinen Fliesen beplastert: an der Südwestseite, Mekka zugekehrt, lag die Nische des Mihrab, und in der Mitte umgab ein niedriges, durchbrochenes aus Marmor gearbeitetes Gitter eine Anzahl von hohen, länglichen Sarkophagähnlichen Grabsteinen. Tauden flogen unter der hohen Kuppelwölbung umher — mehrere unverglasste Oeffnungen gewährten ihnen freien Zugang — und hatten offenbar seit lange unzweideutige Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen; die Wände waren bis über Mannshöhe von einer ursprünglich prachtvollen, aber stark beschädigten, unschön mit dazwischengestrichenem Gips ausgebefferten Bekleidung aus polygonalen Platten eines opazähnlich schimmernden Steins bedeckt; weiterhin nach oben sahen die mit Nischen und sogenannten Stalaktitengewölben gezierten Wände, wie alles hier, grau getüncht aus, und eine ziemlich dumpfe, unerfreuliche Luft und ganz ungenügende Beleuchtung trugen nicht dazu bei, den Eindruck dieses Raumes, in dem ein solches Stück Weltgeschichte schlief, erhaben oder erschütternd zu gestalten. Mein Muthmaßung forderte mich auf, ohne Umstände die Barriere zu übersteigen, welche die Monumente umgab, und ich trat an den merkwürdigen Nephritblock heran, der die Stelle bezeichnete, unter der in der Tiefe der Leichnam des „gottgeliebten" großen Emirs ruht. Der mit Schriftzügen von wunderbarer Feinheit geschmückte Grabstein ist wegen der Dimensionen des Stückes, in dem das seltene Mineral hier auftritt, viel bewundert und oft eingehend beschrieben worden. Scheinbar ein Monolith, ist der grünlichschwarze Block in Wirklichkeit aus zwei gleich großen, sehr genau aneinandergesetzten Stücken zusammengesetzt, gegen zwei Meter lang, vierzig Zentimeter breit und dreißig hoch. Er enthält eingemeißelt die Genealogien Timur's und Schingis-Chans, das Datum des Todes Timur's und merkwürdigerweise die Erzählung, wie Timur's Urahne Manukwa von einem Sonnenstrahl schwanger ward, der von oben durch eine Oeffnung in ihr Zelt drang. Der Stein ist von sechs anderen marmornen Grabmälern umgeben, unter denen Freunde und Verwandte Timur's ruhen. An einer Wand des Mausoleums ist ein Heiliger begraben, an dessen Ruhestätte eine rothe hölzerne Stange mit einigen schmutzigen Lappen daran aufgepflanzt ist. Dieses seltsame Zeichen wird von jedem frommen Moslem mit großer Ehrfurcht betrachtet, denn jene defekten Zeugnisse sind die Gebetbücher, auf denen fromme Pilger an heiligen Orten gekniet haben, vielleicht sogar in Mekka oder in der Omar-moschee zu Jerusalem, und die sie am Grabe des Heiligen als Zeichen höchster Verehrung zurückgelassen haben. Mit einem Gemisch von Indignation und Bestreben, trotz der seltsamen Umstände meine Stimmung dem Orte anzupassen, blickte ich umher, als mir der Muthmaßung eine Stelle zu Füßen des Steines zeigte und bemerkte, hier pflegte man seine Opfergabe für die Hüter des Heiligthums niederzulegen. Nachdem ich mich dieser Pflicht entledigt hatte, forderte er mich auf, ihm weiter zu folgen und führte mich eine kurze Treppe hinunter in das gänzlich schmucklose eigentliche Grabgewölbe, eine Art Krypta, unter der Kuppelhalle, wo eine schwarze, mit Inschriften überdeckte Marmortafel die Stelle bezeichnete, in der die Gebeine des Fürsten beigelegt waren, genau unter dem Nephritdenkmal, das oben darüber lag. Hier herrschte feierliche Ruhe. —

Theater.

— Der Grazer Gemeinderath beschloß die Erbauung zweier neuer Theater, und zwar eines Theaters im Stadtpark zu dem Kostenpreise von 800 000 Gulden und eines Volks-Theaters in der Marktvorstadt zum Preise von 400 000 Gulden. —

Musik.

—er—. Thalia-Theater. „Das Krokodil" nennt sich eine Musikposse von Oskar Walter und Adolf Ferron, welche einen guten ersten Akt von lustiger Unwahrscheinlichkeit, einen zweiten langweilig handlungslosen und einen dritten Akt mit einigen

guten Situationswizen, einem Couplet mit treffenden Pointen und einer im Badekostüme erscheinenden Soubrette enthält. Der Inhalt des Vaudevilles ist folgender: Die beiden Studenten Salbe und Wille fallen, da sie, statt Bandekten zu studiren, eine Operette geschrieben, natürlich glanzvoll beim Examen durch und erhalten gleichzeitig ihr bei einer Theaterdirektion eingereichtes musikalisches Erstlingswerk als unbrauchbar zurück. Sie ziehen, da auch Salbe's Hoffnungen, als Geldtenor mit großer Gage engagirt zu werden, sehr bald zerflattern, der trostlosesten Taschenleere gegenüber, als sich ihnen in Gestalt der resoluten Fleischschwittwe Müller Rettung und die ersehnte Geldfluth naht. Die Geschäftsdame benöthigt „per sofort" für ihre Stieftochter, deren Bräutigam, ein hochapelnder Baron, polizeilich eingezogen wurde, einen Ersatzmann behufs Vermeidung eines Skandals und findet in unsern beiden Studenten gleich Doppelpesah. Die Sache wird so ins Reine gebracht, daß vorläufig Beide gegen einen Vorschuß von je 1000 Mark als Verlobte des Mädchens gelten, dem die schließliche Wahl zwischen den Bewerbern überlassen bleibt. Gleichzeitig erhalten die mit „Anzahlung" Verlobten von einem findigen Theateragenten die freudige Nachricht, daß ihre „Das Krokodil" betitelte Operette von dem Direktor, von dem sich Salbe nach Zertrümmerung seiner Geldtenor-Illusionen als Chorist mit 60 M. Monatsgage engagiren ließ, um einer sehr pitanten Badeszene willen zur Aufführung angenommen worden sei. Das Herz des doppelverlobten Mädchens hat sich dem Komponisten, die Liebe der Stiefmama dem ihren heißen Empfindungen sehr widerstrebenden Librettisten des „Krokodils" zugewendet. In der Premiere des musikalischen Amphibiens verliert die Hauptdarstellerin in der „Badewannenszene" die Herrliche und Fassung, und es muß, um den Abend zu retten, die Doppelbraut, welche die Partie mit ihrem Erfahrenen studirt hat, einspringen und den Erfolg sichern. Der Librettist bescheidet sich mit seinen Lantienem, die Stiefmutter mit einem feineren Wurstfabrikanten. — Wie bereits erwähnt, ist die heitere Exposition das beste an dem Stücke, welches französischen Vorbildern, besonders „Mitouche", nicht ungeschickt „nachempfunden" ist, dessen Komik jedoch für einen ganzen Abend zu wenig Athem hat. Herr Ferron, der ehemalige Kapellmeister des Linden-Theaters, sprang mit einigen zarten Gesangs-walzern, welche uns aus der Ferne wie gute liebe Wiener Bekannte grüßten, mit fein instrumentirten und lebendig rhythmisirten Duetten und Quartetten, stets da ein, wo Herr Walthers der Wig und Handlungsfaden ausging. Um die mit Beifall ausgenommene Vorstellung machten sich Fräulein Mila Theren, eine sehr decent nuancirte Sängerin, die Herren Sachs und Sommer (das Autorenpaar des „Krokodils") und Herr Ewald (Theateragent) verdient. Ihnen gebührt der Haupttheil des Beifalls, für den sich die Herren Walthers und Ferron nach jedem Aufzuge bedanken durften. —

— Vom greisen Verdi berichtete Puccini unlängst in Wien: Verdi habe in letzter Zeit ein Ledum und ein „Stabat mater" geschrieben. Die Opernprojekte, die man ihm zuschreibe, existiren nicht. Der Meister beschäftige sich jedoch mit einem anderen Werke, das eine schöne Erinnerung an sein Dasein für kommende Geschlechter bilden soll. Es wird in Mailand ein Heim für alte Künstler errichtet, dem Verdi einen großen Theil seines Vermögens widmet. Der Bau, ein Asyl für greise Künstler und Künstlerinnen, die dem Theater in irgend welcher Stellung angehört, wird im nächsten Sommer vollkommen fertiggestellt werden. Es soll vorläufig hundert Personen aufnehmen können. Geräumige Wohnzimmer, ein Konzertsaal und eine Kapelle sind den Veteranen der Kunst zur Verfügung gestellt. Das Asyl ist von Camillo Boito, einem Bruder des Dichterkomponisten Arrigo Boito, gebaut. Es kostet mehr als 500 000 Lire. Dieser Bau und seine Ausgestaltung sind jetzt Verdi's einzige Beschäftigung. Immer wieder macht er die Reise von St. Agata nach Mailand, um sich von dem Fortschritte seines edlen Wertes zu überzeugen. Verdi begnügt sich jedoch nicht mit dem Bau des Asyls allein. Der 84jährige Meister, der sich voller geistiger und körperlicher Frische erfreut, hat eine jährliche Erhaltungssumme von etwa 70 000 Frs. sichergestellt, die nach seinem Ableben aus seinem Nachlasse dem Asyl zufließt. —

Volksfunde.

— Bayerische Brautsuhr. Vom elterlichen Hause fährt die junge Braut im „Kammer- oder Kuchelwagen", auch Brautsuhr genannt, auf den Hof des Bräutigams. Kutscher und Koffe dieses Gefährtes werden mit bunten Bändern und Rosmarin geschmückt. Die prunkvoll zur Schau gestellte Aussteuer der Braut wird durch diesen Wagen von ihrer Heimath in den neuen Wohnort gefahren, meist am Sonnabend vor der Hochzeit, unter Anspannung von 4-6 prächtigen Pferden. Im Junthal werden an diesen Wagen häufig auch Ochsen gespannt. Die wichtigsten Bestandtheile des Kammerwagens sind: Ein Kreuzsitz, eine Kommode, zwei Stühle, ein Hängelasten, ein mit Leinwand gefüllter Schrank, die Ehebetten und dahinter die Schaufelwiege, die niemals fehlen darf. In der Gegend von Kochel wird streng darauf gehalten, daß im Brautgemach neben dem Himmelbett der Zimmerkalt sich finde. An der Spitze des künstlichen Aufbaues auf dem Brautwagen befindet sich das Spinnrad, dessen „Gesp" mit Flachsbestreckt und mit vielen Bändern verziert ist. Hoch oben auf dem Wagen sitzt die Näherin, in manchen Gegenden die Braut selbst. Die Geschwister der Braut oder eine Dirne treiben die Kuh, welche der Bauer seiner Tochter gern mitgiebt, hinter dem Wagen einher. Daneben schreitet

der Zimmermann, dem die Aufgabe zufällt, die Betten aufzuschlagen. Anderwärts geht die Braut mit der gezierten Kunkel neben dem Wagen. Bis mittags 12 Uhr muß dieser im Dorf des Bräutigams eintreffen; letzterer geht ihm einen Büchenschuß weit entgegen, oder empfängt die Braut vor der Hausthüre, mit dem Bierkrug in der Hand. Die Braut überreicht ihm dafür die Schlüssel zu den mitgebrachten Sachen. Bällerschüsse erhöhen die Feststimmung des Tages. Die Hausgenossen und Nachbarn erhalten von der Hochzeiterin für Beihilfe beim Abladen des Wagens und Einrichten des Hauses kleinere Geschenke, wie Lächer, Bänder u. s. w. Den Strohsack des Ehebettes aber muß der Bräutigam selbst ins Haus tragen. Ist alles eingerichtet, so wird die neue Einrichtung durch den Ortspfarrer gesegnet. Hierauf wird im Hause des Hochzeitlers ein Mahl eingenommen, mit Bier, Brot und Nücheln — seltener Fleisch. Abends fährt die Braut auf dem leeren Wagen allein oder höchstens in Begleitung des Pfarrers ihres Ortes in ihre Heimath zurück. Wenn der Bräutigam auf den Hof der Braut heirathet, so schiebt er einen Kammerwagen. —

Aus dem Alterthum.

Dem Direktor des Museums in Syrakus, P. Orsi, ist es gelungen, in Sizilien die kleine, ursprünglich von Sikelern bewohnte griechische Stadt Ghetla oder Morgantia wieder zu entdecken. Es wird darüber berichtet: Der Ort war unbedeutend, und seine Reste sind ganz gering; ein Schatz campanischer Münzen, die ein Soldner, etwa des Agathokles, vergraben hatte, ist der bemerkenswerthe Fund. Aber vor der Stadt lag ein Heiligtum, das seine anstrangirten thönernen Weihgeschenke sorgsam in tiefe Stollen vergrub, die man in eine Bergwand trieb. Dort sind viele Hunderte zum theil von bedeutender Größe durch äußerst geschickte Grabungen ans Licht gebracht, die uns die ganze Geschichte der Thonplastik vom neunten bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. übersehen lassen; damals wird das Heiligtum zerstört worden sein. —

Physiologisches.

k. Ueber die Ursachen der verschiedenen Schweißabsonderungen beim Menschen hat Professor Max Rubner, der Direktor der Berliner hygienischen Institute, in Gemeinschaft mit Herrn Dr. v. Lewaschew eingehende Versuche angestellt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Lufttemperatur auf die Schweißabsonderung bald stärker, bald schwächer einwirkt und daß namentlich kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters die Lufttemperatur als fast unerträglich empfunden wird. Neben dem allgemeinen, durch die Hitze bedingten Erschlaffen macht sich an heißen, gewitterschwülen Tagen die Schweißabsonderung doppelt unangenehm bemerkbar. Die Ursache dieser Erscheinungen liegt in dem hohen Feuchtigkeitsgehalte der Luft, welche derartig stark mit Wasserdämpfen gesättigt ist, daß sie zur weiteren Aufnahme von Wasserdampf nicht mehr im Stande ist. Es kann dann auf dem Körper auch keine Verdampfung, also Abgabe des Schweißes an die Luft, mehr stattfinden, weshalb die Schweißabsonderung auf der Oberfläche der Haut als Schweißperlen sichtbar wird. Bei großer Hitze und trockener Luft ist natürlich die Möglichkeit der Verdampfung auch eine bedeutend größere, weil die Luft sofort die vom Körper abgegebene Feuchtigkeit aufnimmt, wodurch die Menge des sich auf der Haut ansammelnden Schweißes verringert wird. Nach dem alten Grundsatz Verdunstung erzeugt Kälte, ist die Schweißabsonderung als ein wirksames Mittel zur Abkühlung der Hautoberfläche zu betrachten, weil durch die Verdunstung des Schweißes auf derselben eine bedeutende Menge Wärme verbraucht und dadurch eine Abkühlung hervorgerufen wird. Es ergibt sich hieraus, daß hohe Temperaturen bei trockener Luft bedeutend leichter zu ertragen sind, als bei feuchter Luft. Wie groß die Schwankungen in der Menge des abgesonderten Schweißes bei feuchter und trockener Luft sind, beweisen die interessanten Versuche Professor Rubner's. Schon bei 24 Gr. bis 29 Gr. wird die trockene Luft kühler empfunden, als die feuchte; erst bei 29 Gr. Lufttemperatur und 22 pCt. Wassergehalt der Luft trat sichtbarer Schweiß auf. Das Allgemeinbefinden wurde bei großer Trockenheit der Luft und hoher Temperatur nicht wesentlich beeinflusst, dagegen war eine Temperatur von nur 24 Gr. bei 96 pCt. Feuchtigkeitsgehalt der Luft, was annähernd den Verhältnissen vor einem Gewitter entspricht, auf die Dauer vollständig unerträglich. Bei diesem Versuch trat keine starke Schweißabsonderung, wohl aber ein heftiges Durstgefühl auf. Die Steigerung der Menge des abgesonderten Schweißes stieg bei Erhöhung der Temperatur um 10 Gr. C. von 9 g auf 29 g, in trockener Luft von 36,3 g auf 75,4 g. Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß die Schweißabsonderung nicht lediglich mit der Temperatur steigt, sondern daß auch der Wassergehalt der Luft dabei eine bedeutende Rolle spielt. —

Humoristisches.

Am vorletzten Sonntag wurden die schaulustigen Bewohner von Mansbach und Kammerberg (Thüringen) durch ein hand-schriftlich hergestelltes Plakat, das folgenden Inhalt hatte, in den „Zirkus“ eingeladen:

Große Vorstellung
Sonntag, den 12. Sept. 1897

Große Künstler Schauspieler und Saitlänger Gesellschaft mit 16 verschiedenen Abtheilungen in höheren Spring Kunst Gymnastik,

Kauschig Bahlet und Porntainen Flaschen Akrobath so wie auch japanische und Persische Spiele. auch eine Groß Italkianische Porntomin betrielt sich der lustische schuster auf Reisen zum schlupf besteigung das Hoch gespannte Trath Sail wo der Trath Sail Künstler das Trath Sail als Baur besteigen wird. Der Schauplatz ist im Saale beim Glückauf Bezahlung der Plätze Sitzplatz 20 Pfg. Stehplatz 15 Pfg. Kinder auf allen Plätzen die Helste 10 Pfg. wo jedemann Höflichkeit eingeladen wird.
Direktion H. W.

c. e. Lustige Stadtväter. Alt-New-York's Stadt-väter treiben jezt in Ermangelung von Geschäften allerlei Un- und reifen auf eigene Kosten schlechte Witze. So z. B. brachte jüngst in einer Stadtverordneten-Sitzung Alderman Clancy eine Resolution ein, laut welcher sein Kollege Henry School autorisirt ward, gleich nach der Sitzung zur Erfrischung des „Board“ mehrere Fässer Bier auf eigene Kosten ansetzen zu dürfen. School, der nicht zu den trinkfesten Männern gerechnet werden kann, war sehr empört, als er Clancy's Vorlage verlesen hörte. Krebsroth im Gesicht erhob er sich von seinem Stuhl und rief: „Dies ist eine Schmach. Haben die Mitglieder dieses hohen Rathes sonst nichts zu thun, als die Zeit mit solchen Frivolitäten tot zu schlagen? Solch ein Unfinn! Ich wundere mich nur, daß der Präsident das Verlesen einer derartigen Vorlage zuläßt!“ — „Die Resolution ist hiermit außer Ordnung erklärt,“ rief der Präsident. — „Was?“ schrie Clancy, „ich appellire gegen diese Entscheidung, weil der Präsident selbst mich irregeleitet hat — erst veranlaßt er mich, die Resolution einzubringen und jezt erklärt er sie für außer Ordnung.“ Diese unerwartete Wendung rief natürlich allgemeine Heiterkeit hervor, aber der Präsident beharrte auf seiner Entscheidung, und School feuizte erleichtert auf. —

Bemischtes vom Tage.

Der arme Hans Blum! Jahre lang hat er den Staatsretter gegenüber der Sozialdemokratie gespielt, und jezt muß er die Hand der Polizei selbst verspüren. Hat er da jüngst eine Geschichte der „deutschen Revolution“ geschrieben, die, wenn man vom Text absieht, manches Interessante bietet. Sein Verleger hat zu Werbekzwecken ein Plakat anfertigen lassen, das auch auf dem Umschlag der Heste zu sehen ist. Hinter Arbeitern, die in eine Stadt marschiren, tragt der Tod. Dieses Plakat wurde von der Polizeibehörde einer preussischen Provinzialstadt als „aufreizend“ beanstandet. So was hatte der Hans und sein Verleger nicht erwartet. Der letztere wandte sich an einige in Königl. Gallerien und Museen Beamtete, und die sagen, sie hätten auch keine Ahnung, wie so etwas möglich sei. Auf dem Punkt steht jezt die Sache. Herr Hans Blum wird doch nicht etwa gar rebellisch werden? Grundsätze, Johannes, Grundätze sind die Anker in des Lebens Fährlichkeiten! —

In Mausdorf, Kreis Elbing, sind dreizehn Ge-bände niedergebrannt. Drei Kinder werden vermisst. —

Weil er einem auf der Chaussee daherkommenden Radfahrer einen Regenschirm ins Rad geworfen, wurde von der Erfurter Strafkammer ein Mann zu 6 1/2 Monat Gefängniß verurtheilt. Der Radfahrer war gestürzt und hatte sich erheblich ver-letzt. —

Auf dem pfläzischen Kriegertage in Entenbach hatte ein junger Arbeiter den Nebur durch alberne Zwischenrufe fortgesetzt unterbrochen. Das Schöffengericht in Kaiserlautern verdonnerte ihn deshalb zu 6 Wochen Haft. —

In einem Dampfsgewerk zu Bierenheim (Hessen) wurde einem Arbeiter der Oberkörper gänzlich zerschnitten. Der Verunglückte war sofort todt. In dem seit einigen Monaten bestehenden Sägewerk ist schon ein ähnlicher Fall vorgekommen. —

Einen seltsamen Tod erlitt in Haselburg bei Zabern ein 13jähriger Junge. Er fiel beim Nüßelöffnen zu Boden und dabei in sein geöffnetes Taschmesser, das ihm bis an das Hest in die Brust drang. —

Ein wandernder Berg. Vom Berge Hoblit bei Bilin (Böhmen) haben sich in den letzten Tagen größere Erdmassen abgelöst, und in Zwischenräumen erfolgen neue Abrutschungen. Der Berg hat sich bereits bis in die Mitte abgelöst. —

Schiffszusammenstoß. Der englische Dampfer „Lyria“ ist bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Fiume in den Dampfer „Ita“ hineingefahren. Der „Ita“ sank in zwei Minuten, 30 Passagiere sind ertrunken. —

Von einem Schneesturm wurden bei Dissentis im Kanton Graubünden zwei Hirten in einen Bach gestürzt. Die Leichen sind noch nicht gefunden. —

Am Dienstag, 2 Uhr nachmittags wurde in Urbino und in einer Reihe anderer mittelitalienischer Städte ein starker Erd-stoß verspürt. Zu derselben Zeit fand auch in Triest ein heftiges Erdbeben statt. —

Das erste Schiff mit Acetylenbeleuchtung ist jüngst in Aberdeen vom Stapel gelaufen. —

Christiana, 22. September. Die Zeitung „Verdens Gang“ meldet aus Bardoe, daß der Dampfer „Moranja“ von der Zenuissei-Expedition dorthin zurückgekehrt sei und die Ankunft der ganzen Expedition sowie den Erfolg derselben gemeldet habe. Einige der Schiffe seien kurze Zeit auf Grund gerathen, ohne jedoch beschädigt zu werden. —